

die Zukunft Europas zu entscheiden in der Begegnung mit der Person und Botschaft Jesu Christi. (...)

[III.] 8. *Die besondere Beziehung zum Judentum*

Beim Aufbau einer neuen Ordnung in Europa und in der Welt ist das Gespräch zwischen den Religionen von größter Bedeutung, besonders mit den „älteren Brüdern“, den Juden, deren Glaube und Kultur ein konstitutiver Teil der Entwicklung der europäischen Humanität sind.

Nach dem schrecklichen Holocaust in unserem Jahrhundert, den die Kirche aus tiefstem Herzen bedauert, sind neue Anstrengungen zu einem tieferen Kennenlernen des Judentums zu unternehmen und alle Formen des Antisemitismus, die sämtlich entweder im Gegensatz zum Evangelium oder zum Naturrecht stehen, zurückzuweisen. Auch werden jene Hilfen besonders empfohlen, die im Geist des II. Vatikanischen Konzils die guten Beziehungen mit dem jüdischen Volk in der Verkündigung und durch den Bildungs- und Erziehungsauftrag der Kirche angemessen unterstützen.

Die gemeinsamen Wurzeln von Christentum und jüdischem Volk sind besonders zu würdigen: Jesus selbst hat im Rahmen der israelitischen Religion die Anfänge seiner Kirche gelegt. Eingedenk des geistigen Vermächtnisses, besonders der Heiligen Schrift, die sie mit dem Judentum verbindet, möchte die Kirche in der gegenwärtigen Lage in Europa dazu beitragen, daß in den gegenseitigen Beziehungen ein neuer Frühling aufbricht. Denn die gemeinsame Bemühung von Christen und Juden in verschiedenen Bereichen, unter Beachtung der Unterschiede und eigenen Lehren beider Religionen, kann höchste Bedeutung haben, die für die religiöse und gesellschaftliche Zukunft Europas und für Europas Aufgabe im Blick auf den übrigen Teil der Welt zu beachten ist.

Lateinischer Wortlaut: Synodus Episcoporum. Bulletin n. 34, 14.12.1991; Übersetzung aus: Bischofssynode Sonder-Versammlung für Europa, Damit wir Zeugen Christi sind, der uns befreit hat. Erklärung mit lateinischem Originaltext – 13. Dezember 1991 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 103), Bonn o. J., 5–34, 12f. und 26f.

**K.II.10'**      RAMON TORELLA CASCANTE, ERZBISCHOF  
VON TARRAGONA

**Ansprache an die Zentralkonferenz der  
amerikanischen Rabbiner  
am 26. März 1992 in Toledo**

*Der 500. Jahrestag des Vertreibungsedikts vom 31. März 1492, mit dem Ferdinand II. von Aragón und Isabella I. von Kastilien die damalige spanische Judentum aus ihren Reichen verbannten, hat besonders in Spanien die historische Forschung angeregt und zu Akten der Erinnerung und des Gedenkens geführt. So kam es am 26. März 1992 in der Santa Maria La Blanca Synagoge zu To-*

*do zu einer Begegnung zwischen einer Delegation der spanischen Bischofskonferenz und einer Vertretung der Zentralkonferenz der amerikanischen Rabbiner. Nach einem Grußwort durch Don Marcello Gonzales Kardinal Martin, Erzbischof von Toledo und Primas Spaniens, gab Erzbischof Ramon Torella Cascante, Erzbischof von Tarragona, für die spanischen Bischöfe folgende Erklärung ab.*

Liebe Freunde,

es ist ein Zeichen der Zeit, daß der Kardinal Erzbischof von Toledo und ich, der Präsident der Bischöflichen Kommission für interreligiöse Beziehungen, anwesend sind, um hier in Toledo im Jahre 1992 Gastgeber für eine Vertretung von Rabbinern zu sein.

Um die ganz besondere Bedeutsamkeit dieser Tatsache zu ermessen, genügt es, die zweite Ziffer dieses Jahres auszuwechseln und statt 1992 1492 zu lesen.

Ich denke, wir sollten nicht lange zögern, die traurigen Ereignisse jenes schicksalhaften Datums in unseren Gedanken und Herzen heraufzubeschwören. In dieser Absicht sind wir hier zusammengekommen.

Die bloße Tatsache, daß dieses Treffen jetzt stattfindet, läßt nicht nur – oder auch nur in erster Linie – ermessen, wieviel Zeit vergangen ist, sondern ist auch ein Maßstab für die Veränderungen im jüdisch-christlichen Verhältnis, deren Zeugen wir sind.

Das Jahr 1492 war ein Jahr der Verfolgungen, Ablehnung, Vertreibung, Enteignung, des erzwungenen Glaubenswechsels, des Exils und sogar des Todes. Daß das gleiche Jahr den Beginn jenes großen Abenteuers unseres modernen Zeitalters, der Öffnung und nachfolgenden Evangelisation des amerikanischen Kontinents markiert, ändert das Bild nicht wesentlich. Vielmehr wird es dadurch schmerzlicher. Dieselben Männer und Frauen waren zumindest teilweise für beide Entwicklungen verantwortlich. Sollen wir darin ein Symbol für die Neigung zum Bösen sehen, die im menschlichen Herzen existiert, wie von der Tora gelehrt (Gen 6,5 und 8,21) und von der jüdischen Tradition wiederholt wird?

Wie auch immer es sich damit verhalten mag, unbezweifelbar ist, daß das, was damals Christen den Juden und auch den Muslimen antaten, genau das Gegenteil von dem war, was gemäß den Leitsätzen unseres christlichen Glaubens hätte getan werden müssen. Damals waren die Leute vom Gegenteil überzeugt. Wir verurteilen sie nicht, aber wir können und sollten beklagen, was damals geschah.

Im gleichen Atemzug danken wir gemeinsam dem Herrn, daß wir fünfhundert Jahre danach imstande sind, dies einzusehen und auf ganz andere Weise zu handeln. Bedeutet dies nicht, daß wir auf beiden Seiten hinzugelernt haben?

1492 hat, wie viele andere Daten zuvor und später, einen Keil zwischen unsere beiden Völker getrieben. Eine Mauer wurde errichtet, die in einer bestimmten Hinsicht stärker und unerschütterlicher war als jener „eiserne Vorhang“, der erst kürzlich in Brüche ging.

Keile und Mauern zwischen Völkern sind immer eine unnatürliche Sache, da die Völker doch einen gemeinsamen Ursprung und ein gemeinsames Schicksal haben, indem sie von Gott herkommen und auf dem Weg zu Gott sind;

Brüder und Schwestern sind sie, die das Bild Gottes in sich tragen (vgl. Gen 1,27).

Aber Keile und Mauern zwischen Christen und Juden sind noch unnatürlicher; nein, sie sind absurd. Die universale Brüderlichkeit unter den Menschen wird in uns, Christen und Juden, zur gemeinsamen Abstammung von Abraham, zum selben Erbe des geoffenbarten Wortes Gottes und – nicht zuletzt – Jesu selbst, geboren und aufgewachsen im jüdischen Volk, ein Glied dieses Volkes von seiner Empfängnis bis zu seiner Auferstehung von den Toten und darüber hinaus. Sitzend zur Rechten Gottes, wie wir Christen glauben, behält er seine jüdische Identität, die er nie verleugnete und nie verlor. Ein Sohn des Volkes Israel war er, wie der Apostel Paulus bekräftigt (Röm 9,3).

Gewiß, Jesus vereint uns und trennt uns zugleich. Ihr seid Juden, wir sind Christen. Aber sollte das bedeuten, daß wir Feinde sein müssen?

Lassen Sie mich dies eindeutig negativ beantworten, an diesem Ort und bei dieser besonderen Gelegenheit. Indem ich so antworte, halte ich mich nur getreu an die Lehre der Kirche im Zweiten Vatikanischen Konzil und in den Aussagen vieler Päpste. Hat nicht Pius XI. bereits 1938 erklärt, daß wir, die Christen, „geistlich Semiten“ sind?

Und gibt nicht diese Stadt, in der wir uns heute begegnen, seit lang zurückliegenden Zeiten Zeugnis davon ab, daß wir berufen sind, beieinander zu sein und zusammenzuarbeiten, wobei wir die Identität des jeweils anderen respektieren?

Unglücklicherweise wird in Toledo das 11. Jahrhundert weniger klar erinnert als die letzten Jahre des 15. Jahrhunderts. Unglücklicherweise, aber verständlich genug. Grausamkeit und Willkür graben sich tiefer in unsere Seelen ein als Eintracht oder gegenseitige Anerkennung.

Das sollte nicht so sein, aber es ist so, weil eben diese unmenschlichen Einstellungen die Bindungen zerbrechen, die uns zusammenhalten sollten. Ja, wir sind dazu gemacht, zusammenzuleben und zu arbeiten zum Wohle der Welt.

Die Geschichte und ihr zähes Gedächtnis, die Untaten jeglicher Art und auch das Bewußtsein unserer eigenen religiösen Identität, all dies trägt zu unserem wechselseitigen Mißtrauen und zur Absonderung voneinander bei.

Andererseits ruft uns dieselbe religiöse Identität in eine engere Brüderlichkeit, und die Stimmen, die wir in diesem Sinn hören, sind die Stimmen von Abraham, Moses, den Propheten, Jesus und Gott selbst.

Können nicht solche Stimmen unseres Schöpfers und seiner Zeugen in der Geschichte die Tragödien eben jener Geschichte und darüber hinaus die Spannungen überwinden, die unter uns gegenwärtig existieren mögen?

Ich füge hinzu, daß solche Stimmen und in erster Linie die Stimme unseres gemeinsamen Herrn zur Reue aufrufen, zur *teschuwa* und zur Versöhnung.

1992 sollte für Christen, besonders für Christen in Spanien, ein Jahr der *teschuwa* sein. Aber zugleich sollte es auch ein Jahr der Freude sein. *Teschuwa* zerstört tatsächlich nicht, sondern befreit, dank der Gnade Gottes und der Bereitschaft unserer Brüder zur Versöhnung.

In diesem Licht sehe ich Ihre Anwesenheit hier, und in diesem Geist bin ich glücklich, Sie willkommen zu heißen.

Sie überbringen uns, was wir als spanische Christen benötigen, eine Botschaft

der Versöhnung und der Hoffnung, und wir danken Ihnen dafür im Angesicht Gottes.

Eigene Übersetzung nach der englischen Übersetzung in: SIDIC XXV (1992) No. 2, 28f.

**K.II.11'**            SCHWEIZERISCHE JÜDISCH-RÖMISCH-  
KATHOLISCHE GESPRÄCHSKOMMISSION

**Erklärung „Antisemitismus: Sünde gegen Gott und  
die Menschlichkeit“  
vom 31. März 1992**

*Die Schweizerische Bischofskonferenz und der Schweizerische Israelitische Gemeindebund hatten 1990 eine gemeinsamen Gesprächskommission gebildet. Die Kommission von jüdischen und katholischen Fachleuten nahm den 500. Jahrestag der Vertreibung der Juden aus Spanien im Jahre 1492 zum Anlaß, um auf das Weiterwirken judenfeindlicher Klischees und Vorwände der damaligen Zeit bis heute aufmerksam zu machen und vor Verleumdung, Verachtung und Haß gegen das jüdische Volk und Judentum zu warnen. Ihr Memorandum wurde im Auftrag von Bischofskonferenz und Gemeindebund erarbeitet und unter dem Datum des Jahrestags des Vertreibungsedikts des Königspaares Ferdinand II. von Aragón und Isabella I. von Kastilien vom 31. März 1492 veröffentlicht.*

**1. Veranlassung, Verfasser**

Die Schweizerische Bischofskonferenz (BK) und der Schweizerische Israelitische Gemeindebund (SIG) haben im Sommer 1990 gemeinsam eine Jüdisch-Römisch-Katholische Gesprächskommission (JRKG) ins Leben gerufen. Ihr gehören fünf jüdische und fünf christliche Fachleute an. Sie sollen Wege zu innerer und äußerer Solidarität und Versöhnung zwischen Juden und Nichtjuden in unserem Land aufzeigen. Daß die Kommission Juden und Katholiken ins gemeinsame Gespräch im Dienst gemeinsamer Fragen zusammenführt, bedeutet eine besondere Chance, die in dieser Form selten anzutreffen ist: So wird nicht nur von Nichtjuden über Juden und umgekehrt geurteilt; vielmehr werden Aussagen gemacht, hinter denen jüdische und christliche Frauen und Männer mit ihren Erfahrungen und Nöten stehen.

Als Jüdisch-Römisch-Katholische Gesprächskommission haben wir uns als erste Aufgabe vorgenommen, auf den Antisemitismus, wie er sich auch in der Schweiz bemerkbar macht, hinzuweisen, ihn in die christliche Geschichte und Gegenwart hineinzustellen und auf Möglichkeiten zu seiner Eindämmung aufmerksam zu machen. Nach eingehendem Studium des vorliegenden Memorandums haben uns die Verantwortlichen der Bischofskonferenz und des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes erklärt, daß sich dieser Versuch mit